E 22063 E

Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Druck und Papier

Tübingen
Mai 1979
16. Jahrgang, Nr. 5

M. H. Varnay

Fehlübertragungen als bewußt eingesetztes Stilmittel

Die exakte Übersetzung eines Fremdsprachentextes hängt, glaube ich, von klaren semantischen Parallelen ab: Die Bedeutung sollte sich in beiden Sprachen genau entsprechen. Das ist zwar möglich, wenn nur der *denotative* semantische Inhalt von der einen in die andere Sprache zu übertragen ist; aber nur allzu häufig sind auch *konnotative* Eigenschaften im Spiel, die sich nur schwer übersetzen lassen. Diese Nebenbedeutungen können sich auf einen lexischen Sinn beziehen, der gewisse Züge des Nationalcharakters widerspiegelt, oder aber sie können besondere kulturelle Assonanzen mitschwingen lassen, die zum integralen Bestand der betreffenden Ausgangssprache gehören.

Übersetzer begehen bei dem Versuch, außer den denotativen Eigenschaften auch die konnotativen zu übertragen, gelegentlich unbeabsichtigte Fehler. Sehr häufig aber ist es auch der Fall, daß der Übersetzer die konnotativen Eigenschaften nur mitübertragen kann, wenn er absichtlich „Fehler" macht, sei es in der Wortwahl, Grammatik, Wortfolge o.ä., durch die aber dem Leser der Zielsprache genau die Art des Ausgangstextes vermittelt wird.

Ein ganz simples Beispiel dafür ist die Übersetzung des russischen Wortes *matushka* ins Englische. Einige aus Rußland gebürtige Fachleute behaupten, die im Englischen übliche Wiedergabe mit „little mother" sei nicht korrekt, weil das russische Wort kein eigentliches Diminutiv sei, also nicht eine „kleine Frau" bedeute, sondern einen Ausdruck der Zärtlichkeit und daher am besten mit „dear mother" zu übertragen sei.

Hier haben wir jedoch den Fall, daß die denotativ offenbar nicht ganz korrekte Übersetzung mit „little mother" tatsächlich die beste ist, um die konnotative Bedeutung mitzuübertragen. „Little Mother" enthält im Englischen die in diesem Zusammenhang notwendige Nuance der engen Vertrautheit und, was noch wichtiger ist, das „typisch Russische" einer Diminutiv-Verwendung für diese semantische Schattierung.

Sowohl in literarischen als auch in kommerziellen Texten (besonders in der Werbung und in Broschüren) kann eine technisch ungenaue Übersetzung die einzige Möglichkeit sein, die mitschwingenden kulturellen, nationalen und anderen Nuancen hinüberzuretten in die andere Sprache und dadurch ein besonderes Stilelement bilden. Im folgenden soll dieses Argument noch weiter belegt werden.

Im Jahre 1962, am Schluß der Threlford Memorial Lecture, die am Institute of Linguists (London) unter dem Titel „Das moralische Prinzip beim Übersetzen" gehalten wurde, bekannte sich Robert Graves, Dichter, Romancier und Übersetzer, zu vier moralischen Pflichten, die jedem Übersetzer auferlegt seien. Die vierte davon ist für unsere These von besonderer Bedeutung.

Nach Graves ist die vierte und letzte Pflicht „die Einsicht, daß jede Übersetzung eine Lüge ist. *Ein Stückchen Brot, un morceau de pain, un trozito de pan, un bossinet de pa'* werden gleichermaßen als „ein Stückchen Brot" übersetzt. Doch allein schon der Unterschied im Klang der Worte sollte die zahlreichen Unterschiede an Größe, Gestalt, Konsistenz und Geschmack der gemeinten Objekte und die Einstellung ihres Verzehrers verdeutlichen".

An diesem Beispiel von Graves wird der Unterschied zwischen denotativem und konnotativem Übersetzen klar. Bis zu einem gewissen Grad gibt „ein Stückchen Brot" („a morsel of bread") die anderen Übersetzungen sinngemäß wieder, doch alles, was mit der Art des Brotes, seinem Geschmack, seiner Konsistenz usw. zu tun hat, auch der Begriff des „Stückchens" („morsel") kann hier nicht durch ein konventionelles Deutsch (Englisch) wiedergegeben werden.

Um die konnotativen Aspekte, die auf konventionelle Art so schwer wiederzugeben sind, noch näher zu erläutern, möchte ich ein weiteres Beispiel aus einer anderen Threlford Memorial Lecture zitieren, die Salvador de Madariaga im Jahre 1974 unter dem Titel „Sprache und Nationalcharakter" gehalten hat.

Madariaga sprach hier vom Einfluß, den in jeder Sprache ganz bestimmte Züge des Nationalcharakters auf den Sprechenden ausüben. Er erläuterte seine These an einem besonderen Unterschied zwischen dem britischen und dem amerikanischen Sprachgebrauch.

„Von den vielen Unterschieden, die zwischen der britischen und der amerikanischen Ausprägung der englischen Sprache bestehen, ist mir der eine immer als sehr typisch aufgefallen: Die Briten sagen *lift,* die Amerikaner jedoch *elevator;* aber die Briten sprechen von einem *elevating thought,* also einem erhebenden Gedanken, während für den Amerikaner der Gedanke *uplifting* ist.

Wir verstehen, warum die Briten das lateinische Wort für den Gedanken verwenden, der die Seele erhebt, das angelsächsische jedoch für die Kabine, die den Körper in die Höhe trägt; denn für sie ist alles, was den Körper angeht, etwas Natürliches, während die Beschäftigung mit dem Geistigen „bookish" ist, gelehrt oder literarisch; das erste geschieht in der freien Natur, das andere im Arbeitszimmer, in der Bibliothek oder in der Kirche, also an Orten, an denen man Aristoteles oder Cicero trifft. Der Geist ist etwas Ernsthaftes, das man hochschätzt und worüber man lateinisch spricht oder doch in Worten, die so klingen.

Für den Amerikaner jedoch ist das Objekt, das zu achten, wenn auch nicht zu verehren ist, die Maschine, das Gerät. Man sollte auch einen Apparat nicht verachten, der den Menschen sechzig

Arbeitsstipendien an Übersetzer

Der „Freundeskreis zur internationalen Förderung literarischer und wissenschaftlicher Übersetzungen e. V." in Stuttgart wird auch 1979 Arbeitsstipendien vergeben.

Freiberufliche Übersetzer(innen), die an einem Projekt arbeiten, zu dessen besserer Vollendung ein Aufenthalt im Ausland nötig wäre, oder die dringend einmal wieder das Land ihrer Zweitsprache besuchen müssten, um aktuelle Sprachentwicklungen zu verfolgen, können sich (nur schriftlich) an die Präsidentin des „Freundeskreises" wenden.

Adresse: Hildegard Grosche, Im Asemwald 32/18/54, 7000 Stuttgart 70. Die formlose Stipendienbewerbung sollte eine kurze Biobibliographie enthalten und darstellen, für welches Projekt das Reisestipendium benutzt werden soll. **Schlußtermin für die Bewerbung ist der 15. Juni 1979.**

Stockwerke emporträgt und die Schwerkraft durch reine Erfindungsgabe überwindet. Außerdem ist das Englische für viele Amerikaner eine Sprache, die sie erst in der Schule und aus Büchern lernen und die daher für sie zum „literarischen" Teil ihres Vokabulars gehört. Deshalb wird der körperlichen Bewegung das feierlichere und würdevollere Wort „elevator" zugestanden, das angelsächsische „uplifting" jedoch der Sprache des sonntäglichen Kirchgangs. Warum? Weil das Gefühl für die Erhebung von Seele und Geist beim durchschnittlichen, aktiven, geschäftigen Amerikaner nur schwach entwickelt ist; er muß sich dazu aufraffen (vermutlich würde er sagen „kick himself into it"), indem er das angelsächsische, schnelle und ausübende Wort verwendet."
Wenn wir uns die These von Salvador de Madariaga zu eigen machen, daß die Sprache den Volkscharakter widerspiegelt, dann werden uns auch die Schwierigkeiten klar, wenn die soeben betrachteten Ausdrücke in einer Weise zu übersetzen sind, bei der die Art des Nationalcharakters transponiert wird. Durch das französische *ascenseur* lassen sich sinngemäß sowohl „lift" als auch „elevator" übersetzen, nur werden die semantischen Schattierungen, die Madariaga dem Volkscharakter zuschreibt, dahinter nicht sichtbar. Weiterhin stellte er fest: „Jedes gesprochene Wort trägt eine eigene Atmosphäre nationaler Nebenbedeutungen, Gleichklänge, Schlaglichter und Aromen mit sich, die bei einer Übersetzung zum größten Teil verlorengehen."
Die Frage aber lautet: Muß das alles verlorengehen? Gibt es keine Möglichkeit, diese nationalen Nebenbedeutungen, Gleichklänge, Schlaglichter und Aromen in die Zielsprache hinüberzuretten? Ich möchte eine Lösung vorschlagen, bei der tatsächlich *fehlübersetzt* wird und die Fassung in der Zielsprache nicht einwandfrei ist, soweit es um die geltenden Regeln geht, die Version aber dennoch die Bedeutung des Originals vollkommen klar wiedergibt und dabei auch noch die konnotativen Werte mitübermittelt.
Ich beginne mit einem sehr einfachen Verfahren, das aber dennoch viele Kopfschmerzen, Auseinandersetzungen und beträchtliches Rätselraten bei Schriftstellern, Drehbuchautoren und ebenso bei Film- und Fernsehregisseuren hervorgerufen haben muß. Man denke an einen Kriegsfilm wie zum Beispiel die Fernsehserie *Colditz,* die mehrere Szenen enthält, in denen sich deutsche Soldaten miteinander unterhalten, ohne daß gebürtige Engländer dabei sind. Wie kann der Autor sein Publikum überzeugen, daß sie keine britischen, als deutsche Soldaten verkleideten Darsteller vor sich haben, sondern wirkliche Deutsche? Die Uniformen sind deutsch, der Hintergrund ist es und ebenso das, was die Personen sagen. Wie aber sollen die Dialoge technisch gebracht werden? Es gibt natürlich die Möglichkeit, die Schauspieler deutsch sprechen und die Übersetzung der Texte als Untertitel einblenden zu lassen. Bei dieser Methode werden Auge und Geist aber leicht vom Film ab- und auf den eingeblendeten Text hingeleitet. Es entstehen Unterbrechungen, eine Methode, die bei den meisten Zuschauern nicht sehr beliebt ist.
Eine andere Möglichkeit besteht darin, die Personen einfach englisch sprechen zu lassen und dem Zuschauer zu suggerieren, sie sprächen in Wirklichkeit deutsch. Diese Methode wird sehr oft angewandt, birgt aber die Gefahr, daß sie das „Deutschtum" der Personen nicht wirklich übermittelt und ein Gefühl der Unstimmigkeit entsteht.
Die dritte und wohl am meisten verbreitete Möglichkeit ist die, bei der die Personen ein gebrochenes und parodierendes Englisch sprechen mit Zügen, die selbst ein nicht deutsch sprechender Zuhörer als „deutsch" erkennt.
Hier ein Beispiel: „Herr Kommandant! The Britisher Captain has to your office gone." Von noch extremeren Beispielen wimmelt es in den Comics für Kinder (die sich in dieser Beziehung vom 1. Weltkrieg bis heute nur wenig verändert haben), wo deutsche Soldaten Äußerungen von sich geben wie: "Thunder and Lightning! The Britisher Pig Dogs have us again beaten!"
Dieser Sprachgebrauch ist wirklich ganz unlogisch, denn wenn die Gestalten deutsch sprechen sollen, dann müßten sie sich grammatisch und idiomatisch richtig ausdrücken, und die Wiedergabe im Englischen müßte gleichfalls korrekt sein. Die Wahrheit ist jedoch, daß die Verwendung unenglischer Ausdrücke wie „Damn and blast! The British devils have beaten us again", zwar den Sinn des deutschen Originals wiedergeben, nicht jedoch „das Deutsche" der nationalen Nebenbedeutungen, Gleichklänge, Schlaglichter und Aromen.
Der einzige Weg, um das zu erreichen, scheint, methodisch gesehen, die Fehlübersetzung zu sein. Der Zuschauer und Leser dürfte eine Darbietung der Fremdsprache in gebrochenem Englisch wirkungsvoller und realistischer finden als eine gleichwertige Übersetzung in idiomatisches Englisch, denn nur so wird die Atmosphäre der anderen Sprache vermittelt und vor allem aber die besondere Fremdartigkeit der jeweils dargestellten Nation.
Solche Fehlübersetzungen als Stilmittel sind Sprachkarikaturen, vergleichbar etwa mit der Technik des politischen Karikaturisten, der seine Politiker nicht portraitiert, sondern nur bestimmte Züge hervorhebt und sie so übertreibt, daß die unwirkliche Karikatur wirklicher als das Original erscheint.
Ein anderes und noch treffenderes Beispiel ist das Buch *Astérix chez les Bretons* von Uderdzo und Goscinny. Hier ist der Sprechblasentext französisch und für gebürtige Franzosen bestimmt, doch die Aufgabe des Autors besteht darin, seinen Lesern das *Britische* (oder, etwas anachronistisch gesagt), das *Englische* jenes urtümlichen Britannien und seiner Bewohner nahezubringen, die Astérix bei seinem Besuch antrifft.
Abgesehen von dem sichtbar Englischen wie dem Mann, der „The Times" neben dem Kaminfeuer liest, ist die Fehlübersetzung des Englischen in ein Französisch meisterhaft, mit der alle Schattierungen des Englischen wiedergegeben sind, die ein moderner französischer Leser erkennt.
In den Sprechblasen finden sich mehrere Beispiele: *Je dis* (I say), *Choquant* (shocking), *Plutôt* (rather) - alles echte und wörtliche Fehlübersetzungen aus dem Englischen, die fast auf der Ebene des berühmten *le peuple ému répondit* liegen = „the purple emu laid another egg". Als Fehlübersetzungen übermitteln hier die französischen Fassungen großartig die Konnotationen des englischen Charakters und Wesens, welche die Autoren ihren Lesern übermitteln wollen.
Tricks mit einer vermeintlich englischen Grammatik wie die Stellung des Adjektivs vor dem Substantiv wie *Non. Ce n'est pas la magique potion* erzielen die gleiche Wirkung. Das Buch wimmelt von Beispielen dieses fehlübersetzten Englisch und übermittelt dadurch die erforderlichen Feinheiten: *Je dis! Ca c'est un morceau de chance; Secouons-nous les mains;* usw. Der eigentliche Witz beruht hier natürlich vollständig auf den Fehlübersetzungen, die den Eindruck eines Franzosen von der englischen Sprache und den Engländern wiedergeben. Es ist ganz unmöglich, diesen Text ins Englische zu übersetzen und dieselbe Wirkung zu erzielen, was die englische Fassung des Textes auch beweist.
Ich habe mich mit der Anwendung von Fehlübersetzungen auf den Gebieten der Künste (Literatur, Film, Schauspiel usw.) beschäftigt, um den Charakter der Ausgangssprache als solcher und um den ihrer Sprecher zu demonstrieren. Jetzt möchte ich Beispiele heranziehen, in denen Fehlübersetzungen zu ganz anderen Zwecken als Stilmittel verwendet werden können, nämlich auf dem Gebiet der Wirtschaft im allgemeinen und dem der Werbung im besonderen. Es handelt sich bei meinen drei Beispielen allerdings wohl um unbeabsichtigte Übersetzungsfehler. Hier Beispiel Nr. 1:
Cordial Invitation. On the auspicious occasion of the 50th commemoration of founding, The Phonetic Society of X is holding The THIRD WORLD CONGRESS OF PHONETICIANS in X, with the aim of the epoch-making discussion and improvement of this science and its participation is opened to all colleagues of the phonetic circles of the world, with the limit of 500 scholars only, on the basis of early comes, early accepted.
In diesem Beispiel sind zwei wichtige geographische Angaben ausgelassen worden, aber es enthält nach meiner Meinung trotzdem durch seine Irrtümer und seltsamen englischen Wendungen charakteristische Hinweise auf die Ausgangssprache, sodaß der Leser imstande sein wird zu erraten, woraus es übertragen wurde - aus dem Japanischen.
Ausdrücke wie „auspicious" und „epoch-making", beides recht unenglische Wendungen in diesem Zusammenhang, vermitteln eine Atmosphäre äußerster Förmlichkeit und übertriebener Höf-

lichkeit, die im allgemeinen mit Japan verbunden werden. Das Weglassen des besitzanzeigenden Fürworts oder irgendeines Bestimmungswortes vor „founding" ist typisch für ein unvollkommenes japanisches Englisch, und die Phrase „early comes, early accepted" („first come, first served" ist wohl gemeint) enthält gleichfalls fernöstliche Nebenklänge.
Ähnlich verhält es sich mit dem Beispiel Nr. 2:
Camere: Chambres à coucher: Sleeping chambers.
Hier muß es sich um eine der teuersten Fehlübersetzungen handeln, die je gemacht wurden, denn ich habe diese dreifache Anzeige an einem Hotel in Italien in riesigen Leuchtbuchstaben gesehen. Gewiß, das Englische war eine direkte Übersetzung, die man ganz wörtlich und ohne Befragung eines Wörterbuches oder eines englischen Experten gemacht hatte.
Beispiel Nr. 3:
When the radio is switched on, an enchanting green light will shine.
Dieses Beispiel beruht auf einer anderen persönlichen Erfahrung. Ich hatte ein japanisches Rundfunkgerät für meinen Wagen gekauft, und bevor ich es einmontierte, las ich mir die Gebrauchsanweisung genau durch und stieß dabei auf jenen Satz. Was auch immer das japanische Äquivalent für die Bezeichnung gewesen sein mag, ich bin ganz sicher, daß es nicht wirklich „enchanting" („bezaubernd") bedeutet hat.
Jedoch übermitteln mir alle drei Beispiele hundert Prozent mehr als nur ihre oberflächliche Bedeutung.
Die Irrtümer im Beispiel 1 waren keineswegs zweideutig; ich verstand die Bedeutung durchaus, und die Fehler darin vermittelten mir etwas zusätzlich „Japanisches", sodaß ich das Gefühl hatte, daß die Einladung *echt* japanisch war.
Ähnlich verhält es sich mit Beispiel 2. Die Bedeutung von „Sleeping Chambers" ist jedem gebürtigen Briten sonnenklar, und die merkwürdige, nicht-englische Verbalstruktur vermittelte eine lateinische Nebenbedeutung und Seltsamkeit, wodurch zumindest ich mich veranlaßt sah, mir dieses merkwürdige boarding-house etwas näher anzuschauen, wo man sich einen so teuren Fehler leisten konnte.
Beispiel 3 wirkte auf mich (oder richtiger *bezauberte* mich) auf ganz ähnliche Weise. Das Wort „enchanting" und die Vorstellung eines betörenden grünen Lichtes, das mich in meinem Wagen begleiten würde, erweckte in mir Bilder von Ostern, mit bunten Lampions-geschmückten Gärten voller Frieden und Heiterkeit. Das Wort rief in mir genauso romantische Bilder wach wie die Sprache von Coleridges *Kubla Khan;* am stärksten wirkte das, was hervorgerufen wurde, nicht das direkt Gesagte, und was erweckt wurde, schien mir einzigartig japanisch zu sein.
Ich glaube, daß die Fehler in allen diesen drei Beispielen nicht beabsichtigt waren. Der springende Punkt aber war bei mir, und er wird es vermutlich auch bei den meisten anderen Menschen sein, daß sie eine positive Wirkung hatten: Sie vermittelten nicht nur den Oberflächensinn, sondern auch noch Nebenbedeutungen und Qualitäten der Ausgangssprache und ihrer Sprecher, die das ergänzten, was der Leser aufnahm und verstand.
Ich möchte daher vorschlagen, daß dort, wo Schriftsteller falsch übersetzen, - die Kriegsfilm- und Astérix-Beispiele haben es gezeigt - auch die Übersetzer von Werbematerial, Gebrauchsanweisungen, Prospekten usw. gleichfalls absichtliche Fehler einbauen sollten, um dadurch Qualitäten der Originalsprache, der Sprecher oder der Nation oder auch des Produktes selbst hinüberzuretten, damit der Verbraucher die Atmosphäre, das Typische des Ursprungslandes erkennt.
Mißbrauch der Sprache, um Aufmerksamkeit zu erregen, ist ein alter Trick, man denke nur an „pinta", „cheeses pleases" u. ä. Aber was ich vorschlagen möchte, ist mehr als nur bloße Signalwirkung - es würde dem Leser der Anzeige, der Broschüre usw. vielleicht unterschwellig die mit dem Produkt oder dem Ursprungsland des Produktes verbundenen Qualitäten vermitteln, welche die Hersteller dem Leser als dem künftigen oder bereits überzeugten Verbraucher bewußtmachen möchten.
Fehlübersetzungen dieser Art erfordern natürlich, wie jede bewußte Verwendung von Irrtümern, ein großes Geschick. Der Übersetzer benötigt nicht nur eine erstklassige Kenntnis der Ausgangssprache wie auch der Zielsprache, sondern ebenso ein tiefes Verständnis ihrer Kulturen und ganz besonders der Psychologie beider Völker.
Ein gutes Gespür, gerade welche konnotativen Werte übermittelt werden sollten und welche besonderen Fehlübersetzungen sie vermitteln könnten, ist unerläßlich und führt zu jener Praktik, die ich als einen unabdingbaren Aspekt jeder Übersetzung ansehen würde - die Fähigkeit nämlich, die passende Fehlübersetzung zu wählen, und die passende stilistische und semantische Wirkung zu erzielen.
(Leicht gekürzter Text eines Referats vor dem Polytechnic, Wolverhampton, erschienen im „Incorporated Linguist", dem wir die Genehmigung für diese von Franziska Weidner verfaßte Übersetzung verdanken.)

Informationsseminar für literarische Übersetzer aus skandinavischen Ländern

Dazu hatte das Goethe-Institut durch sein Referat 32 („Ausländische Deutschlehrer und Germanisten") für die Zeit vom 5. bis 21. März 1979 nach München eingeladen. Seminare dieser Art gehören schon seit einiger Zeit zum Programmangebot des Instituts. So fanden 1976 zwei Informationskurse für Übersetzer aus slawischsprachigen Ländern bzw. aus dem spanisch-, portugiesisch- und italienisch-sprachigen Raum statt, 1977 ein Seminar für Übersetzer aus Osteuropa. Dieses Mal nun kamen fünf Dänen, sechs Finnen, ein Isländer, drei Norweger, acht Schweden, außerdem - wenn auch nicht Skandinavier - fünf Niederländer und ein Belgier.
Informiert wurden die ausländischen Übersetzer über aktuelle Tendenzen und Entwicklungen der deutschsprachigen Literatur, über linguistische Themen mit Bezug auf die Übersetzertätigkeit, schließlich über die Situation und die Probleme ihrer Kollegen in der Bundesrepublik Deutschland.
P. von Becker (München) erläuterte anhand einiger Videoaufzeichnungen das jüngste Theatergeschehen, H. Vormweg (Köln) referierte über die erzählende Literatur der letzten Jahre, M. Krüger (München) stellte einige Beispiele aus dem Bereich der Lyrik vor. Zum linguistischen Teil gehörten die Vorträge von M. Wandruszka (Salzburg) über Linguistische Stilistik der literarischen Übersetzung, von U. Förster (Wiesbaden) über Wortzuwachs und Sprachempfinden im Deutsch der 70er Jahre und ein Überblick über die neueren lexikalischen Hilfsmittel von R. Fallenstein (Schwäbisch Hall).
U. Bracher (Stuttgart), M. Csollány (Edingen), H. Grössel (Köln), I. Hovila (München) und V. Reichel (Köln) - sie alle übersetzen skandinavische bzw. niederländische Literatur ins Deutsche - setzten sich in der Form eines Round-Table-Gesprächs mit praktischen Problemen des Übersetzens und des Übersetzers aus deutscher Sicht auseinander, K. Birkenhauer (Tübingen) und U. Brackmann (Stuttgart) informierten über die soziale und organisatorische Situation der Übersetzer in der Bundesrepublik und über das Projekt „Europa-Übersetzerkollegium" in Straelen.
Zu den Höhepunkten des Seminars waren zweifellos die Begegnungen mit deutschen Autoren zu rechnen. Für jeweils einen vollen Tag waren Katja Behrens, Hans Joachim Schädlich, Hans Christoph Buch, Siegfried Lenz, Gabriele Wohmann und Nicolas Born anwesend. Jeder dieser Autoren las zur Einleitung aus eigenen Werken, überwiegend konnten die Teilnehmer hierbei eine erste Bekanntschaft mit noch nicht veröffentlichten Texten machen. Den Lesungen und darauf folgenden kürzeren Plenumsdiskussionen schlossen sich die Werkstattgespräche an. Hierfür teilte sich der doch recht polyglotte Teilnehmerkreis in homogene Sprachgruppen auf.
Diese Gruppen besprachen nacheinander ihre zuvor gemeinsam erarbeiteten Übersetzungen je eines kürzeren Textabschnitts mit dem Autor. Die Texte waren schon vor Beginn des Seminars ausgewählt und an die Teilnehmer verschickt worden; sie sollten im Idealfall gehäuft translatorische und interpretatorische Probleme bieten. Wenn auch dieser Idealfall nicht bei jedem Text gegeben war, so fanden doch die Übersetzer wie die Autoren die Diskussionen im kleinen Kreis sehr fruchtbar und anregend. Sei es, weil ei-

nige Übersetzer gerade an einem Buch eines der anwesenden Autoren arbeiteten, oder daß das Gespräch mit einem Autor den Keim für ein neues Übersetzungsvorhaben gelegt hat.
Ein Seminar wie dieses hatte natürlich auch eine soziale Funktion. In München, so sagten viele Teilnehmer, hätten sie endlich einige ihrer Kollegen aus dem eigenen Land richtig kennenlernen können. Wenn dies zu mehr Kommunikation und Zusammenhalt führt, läge da bestimmt ein großer Gewinn sowohl für die Arbeit (das deutsche System „Kollege in der Klemme" machte tiefen Eindruck!) als auch für die Verbesserung der materiellen Situation im Übersetzerberuf (die fast vorbildlichen Tarifregelungen in Schweden sind leider nicht typisch für ganz Skandinavien, wie sich beim Erfahrungsaustausch herausstellte).
Bedürfte es noch eines Arguments für ein solches Seminar, dann könnte man das folgende anführen: In München blühten schon ein paar Blumen, während der Norden noch unter Eis und Schnee lag. Für die von den Wettergöttern seit eh und je vernachlässigten Nordeuropäer mehr als ein flüchtiger Eindruck.

Robert Fallenstein

Gelesen und notiert

Im neu erstandenen „Monat" (Heft 1, Febr.-März 1979) wird in einem längeren Artikel von Judy Adamson über die Entstehungsgeschichte des berühmten Films „Der dritte Mann" u.a. berichtet: „Trotz der mangelnden Zuneigung des Autors (Graham Greene) war **Der dritte Mann** ebenso erfolgreich wie einige seiner ernsthaften Romane und ist in gewisser Weise ein Meilenstein in der Verlagsgeschichte, als eines der ersten Beispiele für jenes neue Genre **Das Buch zum Film.** Aber welches Buch? Das ist die Frage. Zusätzlich kompliziert wird die Angelegenheit durch die Verbreitung der Erzählung im Ausland. Wenn nur der amerikanische **Third Man** zuhause geblieben wäre! Aber wie es mit vielen amerikanischen Produkten geht, bald war er auf den Weltmarkt vorgedrungen. Um nur die Übersetzungen in die Sprachen der Besatzungsmächte und der besetzten Länder zu erwähnen: Die deutsche Übersetzung basiert auf dem britischen Original (das Buch ist in der DDR nicht erhältlich); die französische Ausgabe und die russische Übersetzung haben die amerikanische Version zur Grundlage . . .
Auch Marcelle Sibons Übersetzung enthält einige interessante Änderungen. Wie jeder Übersetzer (sic), so versucht auch sie das wilde Original zu zähmen und dem Geschmack ihrer Leser anzupassen. Sie läßt Martins bei seinem Zwischenaufenthalt auf dem Frankfurter Flughafen „une saucisse" statt eines Hamburgers essen (in der beim Hamburger Rowohlt-Verlag erschienenen deutschen Ausgabe ißt Martins statt eines Hamburgers „eine Portion Hackbraten"); läßt Anna beim British Council (das sie „l'Institut" nennt) Französisch- statt Englischstunden nehmen; nennt Benjamin Dexter, den „christlichen Schriftsteller" einen „écrivain catholique" und ersetzt „Layman" (John Lehmann) in einer literarischen Diskussion durch den in Paris bekannten Romancier „Morgan" (Charles Morgan). Sie interpretiert Greenes „sixth-former" als „élève du sixième" (sechs Jahre jünger), gestattet Martins „une barbe de plusieurs jours" in wenigen Stunden wachsen zu lassen, übersetzt Joyces „Strom des Bewußtseins" mit „orientation de la conscience morale"; nachdem sie „middle-aged" feinfühlig mit „jeune mais pas de la première jeunesse" wiedergegeben hat, kompensiert sie diesen wahrhaft gallischen Elan, indem sie „un coup de massue" (ein Schlag wie vom Vorschlaghammer) statt des zurückhaltenderen britischen „a bit of a shock" übersetzt. . .
Die verdorbene amerikanische Fassung des *Dritten Mannes* hat also unerwartet weite Verbreitung gefunden. Alle Ausgaben, mit Ausnahme von *The Portable Graham Greene,* Viking Press 1973, enthalten einen grundlegenden Fehler in der Hydrodynamik. Martins geht dort im Abwasserkanal „stromaufwärts", um Harry Lime zu finden, der, wie immer schwer zu fassen, gerade in die Strömung gesprungen ist und folglich in anderer Richtung verschwindet."

Sozialversicherung für freischaffende Künstler und Publizisten
Ab 1. April 1981 werden alle selbständigen Künstler und Publizisten in den Schutz der gesetzlichen Rentenversicherung und der gesetzlichen Krankenversicherung einbezogen. Das Bundeskabinett hat in Bonn den Entwurf eines entsprechenden „Künstlersozialversicherungsgesetzes" verabschiedet. Danach sollen die Beiträge zur Renten- und Krankenversicherung - wie Arbeitnehmerbeiträge - zur Hälfte von den Selbständigen aufgebracht werden. Die andere Hälfte soll durch eine Künstlersozialabgabe der Unternehmen (Verlage, Rundfunk- und Fernsehanstalten usw.) finanziert werden, die regelmäßig Werke, Manuskripte und andere Leistungen der Künstler und Publizisten verwerten.
Dazu will der Bund einen dynamisierten Zuschuß von zunächst 75 Millionen Mark im Jahre leisten. Dieser Zuschuß soll den „Arbeitgeberanteil" der Künstler decken, die ihre Werke selbst vermarkten.
Der Entwurf sieht die Einrichtung einer „Künstlersozialkasse" vor, die Künstler, Publizisten und Unternehmen erfassen, Beiträge, Abgaben und Bundeszuschüsse einziehen und daraus für die selbständigen Künstler und Publizisten individuell die Beiträge zur Renten- und Krankenversicherung bezahlen wird.

Das Wort **Traum** ist im allgemeinen nicht schwer zu übersetzen; aber das Wort **Vision** schon eher. Bei einer afrikanischen Sprache hatten die Übersetzer Probleme mit „Visionen" und beschlossen am Ende, statt dessen „seltsame Dinge" zu übersetzen, denn dies, fanden sie, wäre das nächste Äquivalent. Es wurde also aus „Visionen haben" „seltsame Dinge sehen".
Bei einer Anzahl von Bibelpassagen, die es zu übersetzen galt, funktionierte das auch einigermaßen, aber bei einem Zitat ging die Sache völlig daneben. Im Buch Daniel, Kap. 7, Vers. 1 heißt es: *Daniel hatte einen Traum und Gesichte auf seinem Bett; (Gesichte = Visionen).* Alle Afrikaner, die diese Passage lasen, verstanden darunter „Daniel hatte einen Traum und Wanzen auf seinem Bett."

The Bible Translator, April 1951

Willard Trask erhielt kürzlich die Goldmedaille des *Translation Center* der Columbia University. Das amerikanische Wochenmagazin *The New Yorker* veröffentlichte einen Kommentar zu diesem Ereignis und zitierte den Empfänger der Auszeichnung, der aus dem Deutschen übersetzt, wie folgt: „Aus dem Deutschen läßt sich am schwersten übersetzen, denn man kann sich in ihm mit weniger Präzision ausdrücken als mit irgendeiner anderen Sprache."

Text einer Hausordnung, die Günter Bartel in einem Hotel in Tarent/Italien an der Zimmertür angeschlagen vorfand:
Regeln für die Bewohner:
1. Verboten empfangen die Besuche in Zimmern.
2. Weiber soll Wenigste in Sonnenanzug anziehen; die menschen in Kurzen-Hosen.
3. Ein-händigen Zimmerschlüssel auf die Richtung jedesmal man entfernt.
4. Das Fremdenheim besst aus: Das Frühstück, das Mittagessen, das Abendessen und die Sauberkeit der Zimmer.

Die Richtung
(zitiert aus „Lebende Sprachen", Nr. 1, 1979)

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis DM 1,20 zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier. Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Fürststraße 17, D 7400 Tübingen. Redaktion: Eva Bornemann, A-4612 Scharten. Vitta 7, Oberösterreich, Tel. (0043) 7275235 oder (07275) 235. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 93268. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 6447, Dresdner Bank, Stuttgart Nr. 2319834. - Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. - Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7024 Filderstadt 4 (Bonlanden).